Bilder aus dem Irrenhause.

Von H. Ludwig.

Zu einer Zeit, wo ein großer Theil der Menschheit an Nervosität leidet, und infolge des Mißbrauchs narkotischer Mittel und alkoholartiger Getränke die Zahl der Wahnsinnigen immer größer wird, ist es wohl nicht uninteressant, diese Unglücklichen in ihren Mitten zu beobachten, denen sie zur Heilung übergeben sind.

Es ist ein noch sehr verbreiteter Irrthum, daß der Dienst im Innern einer Irrenanstalt so schrecklich sei. Beobachtet man die Irren in ihren ruhigen Augenblicken, so fällt uns an ihnen fast nichts auf, was sie von anderen Menschen unterschiede. Selbst in der Abtheilung der Tobsüchtigen sehen wir die Irren oft mit so viel Ruhe in ihrem Garten einherspazieren, daß man sie leicht für Gesunde halten könnte, die man ungerechter Weise eingesperrt hat. Hat ein Kranker plötzlich einen Tobsuchtsanfall, wird er augenblicklich von den Wächtern entfernt und in seine Zelle gebracht. Am gefährlichsten sind die Anfälle, wenn große Hitze herrscht und man eine verdünnte, schwere und mit Elektrizität geladene Luft einathmet. Dann kommt es bisweilen vor, daß in den schwülen Nächten manche Kranke den Mond wie Hunde anjammern oder auch eine Art Gebell ausstoßen; das sind jedoch Ausnahmen.

Auf meinen mehrjährigen Reisen habe ich verschiedene Irrenanstalten kennen gelernt und fast überall Beobachtungen von eigenthümlichen Wahnsinnserscheinungen gemacht. Einige besonders interessante Fälle sind meinem Gedächtniß treu geblieben; ich theile sie hier mit.

In der Heilanstalt Bicetre bei Paris war ein Kranker, der die fixe Idee hatte, lebendig begraben sein zu wollen. Zu dem Zwecke stellte er sich todt. Es war ein schlichter Mann, der sich aber in seiner Heimath manche Verdienste erworben haben sollte; doch sprach er niemals unvernünftiges Zeug. Er war klein von Gestalt und außerordentlich mager, hatte ein verkümmertes, pergamentartiges Gesicht, eine aufwärts gerichtete Nase mit eingekniffenen Nasenlöchern, als ob er sich schon einmal den Fingern des Knochenmannes entwunden gehabt hätte, dünne, blutleere Lippen und fieberhaft glänzende Augen.

Dieser Mensch schien weit älter, als er in Wirklichkeit war. Stellte sich bei ihm ein Anfall ein, so verweigerte er jede Nahrung und blieb still in seinem Bett liegen. Man vermag sich kaum eine Vorstellung von der Willensstärke zu machen, die der Kranke dabei entfaltete. Gleich und mit halb geöffnetem Munde lag er da, ohne die leiseste Bewegung zu machen; seine Athmung wurde fast unbemerkbar, und seine Temperatur sank herab, so daß man ihn leicht für einen Leichnam halten konnte. In diesem Zustande verbrachte er gewöhnlich drei volle Tage, allen Bedürfnissen hartnäckig widerstehend, die sich ihm aufdrängten.

Man fürchtete anfangs, daß er freiwillig sterben werde; aber das wollte er nicht. Er wollte lebend begraben sein. Sah er, daß ihm dies durchaus nicht gelang, daß man ihn nicht für todt hielt, so kam er schließlich wieder zur Vernunft, verlangte mit schwacher Stimme zu trinken und zu essen, und war er einmal wieder etwas zu Kräften gekommen, verließ er sein Lager und nahm seine früher gewohnte Lebensweise wieder auf, bis sich ein neuer Anfall einstellte.

Während seiner Krisen hatte man früher alle nur möglichen Mittel versucht, ihn zur Annahme einiger Nahrung zu nöthigen. Nichts war gelungen, selbst die Anwendung der Schlundsonde, ein in den Irrenanstalten oft gebrauchter Apparat, dem nur wenige Kranke widerstehen, blieb erfolglos. Es schien, als ob er von den Versuchen, die man mit ihm anstellte, nicht einmal etwas merkte. Man entschloß sich daher, bei seinen ferneren Anfällen ihm sich selbst zu überlassen und seiner merkwürdigen Komödie gelassen beizuwohnen.

Diese scheinbare Gleichgültigkeit verletzte ihn aber sehr, so daß er bei jeder Gelegenheit zu seinem Saalnachbarn sagte: „Ein erbärmliches Haus das — man läßt Euch hier ruhig sterben, ohne Euch den geringsten Beistand zu leisten!"

Die Anderen antworteten ihm entweder nicht, oder sie zuckten lächelnd die Achseln. Denn wenn sich bisweilen auch ganz geschickte Praktiker über den Fall eines Kranken täuschen lassen: die Irren selbst beurtheilen einander mit einer überraschenden Sicherheit. Alle behaupten, persönlich nicht verrückt zu sein, aber sie zweifeln nicht im Mindesten daran, daß ihre Nachbarn es sind.

In derselben Klasse befanden sich auch zwei Kranke, von denen der eine Oberst und der andere Tambour genannt wurde, und die Beide die drolligsten Känze waren, die man sich nur denken kann. Der Erste, welcher seit seinem dreiundzwanzigsten Jahre epileptisch war und sich mit seiner tiefen, ausdruckslosen Stimme und mit dem dumm aufgerissenen Munde als ein wahrer Idiot darstellte, trug auf seinem Kopfe den Hut eines ehemaligen Stadtsoldaten aus dem ersten Kaiserreich, und auf seiner kurzen blauen Bluse spritzten sich die abenteuerlichsten Gegenstände, wie aus weißem Blech von Sardinenbüchsen geschnittene Medaillen, runde, blank geschnittene Kupferstücke, Kreuze aus Gold- und Silberpapier, Lappchen von rothem Band, Stücke von alten Schärpen mit gefranzten Bändern. Auf den Schultern hatte er Blätter aus Goldpapier, die Epauletten vorstellen sollten. Niemals vermochte dieser harmlose Wesen nur sechs Worte aneinander zu reihen, die einen Sinn hatten. Machte man ihm den militärischen Gruß und redete ihn dabei mit „Herr Oberst" an, so verlohrte er mit seinem heiteren, blödsinnigen Lachen einen der Schaumgegenstände, die seine Bluse anzogen.

Dieser Wahnsinnige war bereits zwei Jahre in Bicetre, als der „Tambour" daselbst eintrat. Dieser kam aus einem Regiment in Algerien, wo er dem Alkoholismus in die Arme gefallen war. Man stellte sich einen dürren, sehnigen Menschen vor von mittlerer Größe, mit strammer, militärischer Haltung, gewandt wie ein Aal, mit einem dunklen, struppigen Bart und nach Vorschrift geschnittenem Haar, so hat man sein ungefähres Bild. Bald nach seiner Aufnahme mußte man ihm viel Holzstäbchen geben, von denen er sich nicht mehr trennte. Die Wärter mit diesen Stäbchen auf dem Rücken herum, sobald er sich, sobald er fand, daß er allein war, in einen abgelegenen Winkel des Gartens und marschirte in ununterbrochenem Tone: „Ich erwarte die Befehle des Obersten."

Ein spaßhafter Gehilfe kam auf den Gedanken, den „Obersten" und den „Tambour" zusammen zu bringen und bald sah man die Beiden neben einander durch den Garten spazieren. Allein sie zeigten für einander auch nicht das mindeste Mitgefühl. Sagte man zum Obersten: „Nun, Oberst, bist Du mit Deinem Tambour zufrieden?" so antwortete er in seinem Kauderwälsch: „Tambour? Der? Weiß nichts; kein Tambour." Und wenn man sich beim Tambour erkundigte, was er von seinem Obersten hatte, so erwiderte er mit Achselzucken: „Der ein Oberst? Ein schöner Oberst, wahrhaftig! Er muß dumm sein wie ein Topf, um sich dessen fähig zu halten. In Algier brachte er es nicht bis zum Gefreiten."

Ungeachtet dieser gegenseitigen Mißachtung aber blieben sie doch immer vereinigt und hielten lange Zwiegespräche, ohne einander dabei die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Und dieses Verhältniß währte bis zur Heilung des Tambours.

Merkwürdigerweise ist die Logik der Wahnsinnigen ganz außerordentlich, wenn es sich um ihre fixe Idee handelt. Weit merkwürdiger aber noch ist ihre Hartnäckigkeit und Schlauheit bei der Ausführung ihrer Pläne. Nichts lenkt sie davon ab, nichts entmuthigt sie. —

Man erzählte in Bicetre eine seltsame Geschichte, welche sich in der Anstalt von Marseille bei Nancy zugetragen hat.

Unter dem Kaiserreich noch überlieferte man dieser Anstalt eines Tages ein Individuum, das sich als ein persönliches Opfer Napoleons III. betrachtete und sich deshalb vorgenommen hatte, ihn zu tödten. Wie fast alle Narren vermochte auch dieser den gefährlichen Plan nicht bei sich zu behalten, sondern er theilte ihn den und jenem Nachbar mit. Man bemächtigte sich deshalb seiner und brachte ihn nach Marseille mit dem besonderen Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen. Sobald sich der Wahnsinnige eingeschlossen sah, stieg er von seinem Plane nicht ein Wort mehr merken, so daß man schließlich glaubte, er habe ihn ganz vergessen. Versuchte man in der Unterhaltung scheinbar absichtslos seine Gedanken auf das Staatsoberhaupt zu lenken, so spielte er den Unschuldigen und gab dem Gespräch bald eine andere Wendung. Man hielt ihn daher für geheilt und wurde täglich in Bezug auf seine Ueberwachung.

In der That war sein früherer Racheplan in den Hintergrund getreten, und ein neuer Gedanke hatte dessen Stelle eingenommen, der Gedanke nämlich, sich auf irgend eine Weise aus seinem Kerker zu befreien. Dies war aber nicht leicht. Man hatte er schon öfter den Wunsch geäußert, gern arbeiten zu wollen, und da er seines Zeichens Bottcher war, so gab man ihm alte Gefäße der Anstalt zu repariren. Bald besaß er seine kleine Werkstätte und seine Werkzeuge, und es stand ihm fast gänzlich frei, innerhalb seiner Abtheilung zu gehen, wohin er wollte.

Schon oft hatte der Anstaltsgeistliche sich bemüht, den Faßbinder zu bewegen, ihm zu beichten. Da dieser jedoch fürchtete, Jemand in sein Inneres blicken zu lassen, wies er den Geistlichen beharrlich zurück.

Eines Tages vernahm der Faßbinder, daß in Nancy die Ankunft des Kaisers erwartet wurde. Er blieb stumm, wie gewöhnlich, wenn des Kaisers Erwähnung geschah, ohne jedoch eine gewisse innere Aufregung verbergen zu können. Auf dem Hofe begegnete er dem Priester, näherte sich ihm und sprach aus freien Stücken den Wunsch aus, eine Beichte abzulegen. Erfreut über eine solche Umkehr, erbot sich der Priester, ihn augenblicklich in der Kapelle anhören zu wollen.

Allein der Böttcher lehnte das freundliche Anerbieten des Geistlichen ab, zeigte ihm im Hintergrunde des Gartens eine einfache Hütte, wo die Assistenten an warmen Sommerabenden gewöhnlich ein Stündchen frische Luft schöpften, und sagte: „Dort, Herr Pfarrer, werde ich morgen um ein Uhr beichten, oder sonst überhaupt nicht."

Am folgenden Nachmittag um ein Uhr wendeten sich der Böttcher und der Priester der bezeichneten Hütte zu, die sich an die hier ziemlich niedrige Umfassungsmauer anlehnte und ungefähr fünfzig Meter von dem nächsten Wächterhäuschen gelegen war. In einer Entfernung von etwa dreißig Schritten folgte dem Priester und dem Beichtenden ein Aufseher, in seinem Innern die Laune des Narren verwünschend, der ihn in den heißen Sonnenschein hinausgehen zwang, während er bei einer Tasse Kaffee im Schatten so gut sein Pfeifchen hätte rauchen können.

Sobald der Priester mit dem Böttcher in die Hütte eingetreten war, und der Aufseher den Ersteren sich setzen und den Böttcher mit demüthig geneigtem Kopf vor ihm auf den Knieen liegen sah, hielt er sich dort nicht mehr für nöthig. Er entfernte sich deshalb, um ein Weilchen zu rauchen. Da dies aber im Garten verboten war, verbarg er sich hinter ein dichtes Gebüsch und steckte seine Pfeife an. Nachdem er dieselbe in aller Gemüthlichkeit ausgeraucht hatte, begab er sich auf seinen Posten zurück. Ein Blick in die Hütte zeigte ihm den Böttcher am Boden liegend; der Priester war verschwunden. Rasch that er die letzten Schritte zur Hütte hinein, um den Kranken einzuladen, ihm zu folgen. Doch bleich vor Schrecken starrte er den vor ihm liegenden Mann an, dieser war nicht der Böttcher, den er ja nicht aus den Augen lassen sollte, sondern der Priester, der gebunden und ohnmächtig dalag und die Oberkleider des Böttchers anhatte.

Aus seiner mißlichen Lage befreit und wieder zu sich gekommen, erzählte der Pfarrer, daß sein Beichtkind schon nach wenigen neunmüthigen Worten sich nach allen Seiten umgesehen, dann sich aufgerichtet und mit einem Messer in der Hand ihm zugerannt habe: „Ein Wort, eine Bewegung, und Du bist verloren!" Darauf hätte er ihm seine Soutane abgerissen. Er habe darüber vor Angst die Besinnung verloren und wisse nicht, was weiter geschehen sei.

Man kann sich die Bewegung denken, welche diese kühne Entweichung in der ganzen Anstalt hervorrief. Der Direktor telegraphirte sofort nach Nancy, wo man sogleich Polizeiagenten nach allen Richtungen auf die Suche nach dem gefährlichen Manne aussandte. Am Abend schon entdeckte man ihn in einem kleinen Gasthause der Stadt und brachte ihn in die Irrenanstalt zurück, wo er hinfort sehr streng bewacht wurde.

Viele Wahnsinnige leben in einem unaufhörlichen Kriege mit ihren Wächtern. Nun ist diesen ausdrücklich verboten, die Kranken zu schlagen. Trotzdem kommt es bisweilen vor. Damit man aber keine Spur von Schlägen oder Stößen an dem Körper des Wahnsinnigen wahrnehmen könne, bedienen sich die Aufseher in Frankreich eines wenig bekannten Verfahrens. Sie lassen nämlich einen größeren Korkpropfen einige Zeit in siedendem Wasser liegen, um demselben eine größere Elastizität zu geben. Wollen sie dann schlagen, so nehmen sie diesen Propfen in ihre Faust; dann hinterläßt auch ein kräftiger Stoß kaum die geringste Spur.

Als sich nun eines Tages ein Kranker mit einem Aufseher herumstritt und dabei bemerkte, daß dieser seinen Propfen nicht bei sich hatte, griff er ihn ohne Weiteres an, und da der Aufseher erbittert den Arm emporhob, um Jenen zu schlagen, schrie er voller Wuth: „Schlage nicht, Du hast keinen Propfen, und ich würde mich beklagen. Du weißt, daß es Dir verboten ist, mich zu prügeln. Mir dagegen wird man nichts thun, und wenn ich Dich todtschlage, denn ich bin verrückt." —

Die Meisten dieser Unglücklichen aber kennen, wie bereits erwähnt, ihren geistigen Zustand nicht und halten sich für völlig gesund. „Bist Du nicht erstaunt, mich hier zu finden?" redete mich einst ein lieber Freund bei einem Besuch an, den ich ihm in der Anstalt machte, in die man ihn wegen Gehirnerweichung gebracht hatte. Und dann hielt er mir einen wissenschaftlichen Vortrag von mindestens zehn bis fünfzehn Minuten, so daß ich ganz erstaunt war.

„Warum siehst Du mich so verwundert an?" fragte er mich nach seiner Auseinandersetzung. „Stimmt nicht Alles, was ich gesagt habe, mit den Resultaten der modernen Wissenschaft überein?"

„Ich bin erstaunt über Deine Beredtsamkeit, da ich Dich noch nie mit solchem Feuer habe sprechen hören."

„Siehst Du, und dennoch hält man mich für verrückt, kerkert man mich hier ein unter Verrückten, gibt mir kein Wasserglas zum Trinken, damit ich mir nicht eine Ader durchschneide, kein Messer und keine Gabel, damit ich mich nicht erstoche, oder mir den Hals abschneide. Die Esel! Geh' und erzähle diem Rechtsanwalt von meiner elenden Lage."

Trotz alledem war der gute Mensch wahnsinnig. Bald stellten sich heftige Wuthanfälle ein, denen er schließlich erlag.

Zu gefährlich.

„Sechzig Jahre alt, sagst Du, ist der Mann, den Du mir zum Kassirer vorschlägst?" — „Allerdings, aber so rüstig noch, daß er für vierzig durchgeht!" — „Danke, danke, für den Kassirerposten hätte ich aber lieber einen Mann, der nicht durchgeht!"

Mißverstandener Koloratur.

Zwei Dienstmädchen bekommen von ihrer Herrschaft Plätze für die Oper „Zauberflöte." Als die „Königin der Nacht" die große Arie singt, sagt die eine zur anderen: „Du, so schön hab' i' no' nie jodeln g'hört!"

Eingetroffen.

Herr (wüthend): „Nun sehen Sie 'mal, wie der Anzug jetzt aussieht, den ich vergangene Woche hier gekauft habe!" — Kaufmann: „Sagt' ich's nicht, daß Sie bald wiederkommen würden?"

Doppelsinnig.

Kunstenthusiast (zum Schauspieler): „Aber wie Sie gestern Abend wieder gestorben sind, Herr Müller das Herz hat mir im Leibe gelacht!"

Katzen als Erben.

Vor einiger Zeit durchlief die Tagesblätter die Nachricht, daß eine in Paris verstorbene Dame der Stadt ihre Hinterlassenschaft vermacht habe unter der Bedingung, daß ihre Katze von den Zinsen bis zu ihrem Ende in einer gewissen Weise gepflegt werde. Diese Testamentsbestimmung steht nicht ohne Beispiel da. So legte die berühmte Harfenspielerin Dupuis zu Paris jährlich einen Theil ihres Gehaltes zurück, damit nach ihrem Tode der Lebensunterhalt ihrer Katze davon bestritten werden könnte. Sie verordnete außerdem, daß die Erben ihres übrigen Vermögens der Katze wöchentlich gewisse Besuche abstatten und sich nach ihrem Wohlbefinden erkundigen mußten.

Ferner besichtet der Chronist Drezel von einer Frau, die ihrer Katze zum künftigen Unterhalt nicht weniger als 5000 Thaler vermachte.

Dr. Neufville, ein Advokat in Nürnberg, der im Jahre 1784 in einem Alter von 88 Jahren starb, errichtete seiner sechs Katzen wegen ebenfalls ein eigenes Testament. Für eine jede setzte er wöchentlich 12 Kreuzer aus und ernannte seine Köchin zu ihrer Wärterin. Dafür ward ihr der alleinige, zinsfreie und unbeschränkte Gebrauch des Hauses des Verstorbenen gewährt. Außerdem erhielt sie ein Bett, jährlich 24 Gulden und vier Gulden Holzgeld, „damit die armen Thiere nicht erfrören." Für Wartung, Pflege und die nöthige Ueberwachung, um Unfälle zu verhüten, sowie für Reinigung des Hauses waren weitere 12 Gulden bestimmt. Der Testamentsvollstrecker und zwei besonders bezeichnete und dafür besoldete Jungfrauen mußten sich zuweilen überzeugen, ob des Verstorbenen Wille auch pünktlich befolgt werde.

Die Arische Universität

ist nicht in Europa, sondern in Nord-Afrika, und zwar in Marokko zu finden. Sie wurde in der Stadt Fez im 9. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von Fatmé der Heiligen aus Kerwan gegründet. Die kerwanische Universität liegt mitten in der Stadt und besteht aus einem Komplex von Moscheen mit Höfen. Das Ganze ist Karavanserei, Bibliothek, Moschee und Universität zugleich. Der wissenschaftliche Werth der Kerwing ist natürlich nicht groß, der größte Theil der Studenten kann kaum lesen und schreiben; sie haben in der Regel eine Elementarschule besucht und den Koran auswendig gelernt. Das ist ihre ganze Bildung. Auf der Universität besteht ihr Studium darin, daß sie Unwissenheit vervollständigen durch das äußerliche Studium der Bokhari (einer Art Talmud des Muhammedanismus), der Astrologie und des Prophetenthums. Nur wenige Begabtere sind kühn genug, die Mathematik zu studiren, die ganz in der Tradition der arabischen Wissenschaft fleißen geblieben ist; Andere werden Juristen. Die Zahl sämmtlicher Studenten beträgt circa 1000, darunter etwa 400, die freie Verpflegung haben. Die Studirenden kommen aus allen Theilen der muselmännischen Welt, man Priester, Lehrer oder Richter zu werden. Die Freischüler bekommen eine ziemlich magere Kost aus der Stiftung, die noch von Fatmé herrührt, und alle Jahre ein Gewand, ihre einzige Kleidung. Sie schlafen in den Höfen der Moschee, trinken das Wasser der Springbrunnen und essen trockenes Brod dazu. Wenn sie von ihren Familien noch unterstützt werden, beziehen sie eine gewölbte Zelle in der Nachbarschaft der Kerwina. Andere bekommen Unterkunft bei irgend einem Kaufmann der Stadt, dem sie als Gegelt für Kost und Wohnung verschiedene Dienste leisten; sie besorgen ihm Ausgänge, füttern sein Maultier u. dgl. So bringen sie die vorgeschriebenen vier oder fünf Jahre zu, nach deren Verlauf sie Lehrer, Priester, Notare, Friedensrichter u. s. w. sind.

Krüge in Kirchenmauern.

Eine der merkwürdigsten Sonderbarkeiten in den Kirchenbauten Englands und des westlichen Europas besteht darin, daß in den Wänden der Kirchen eine große Anzahl von Krügen eingemauert ist, die mit dem Halse nach dem Innern der Kirche gewendet sind und ihre Mündung in diese öffnen, lange Zeit hindurch hat man diese Oeffnungen für Löcher in den Mauern gehalten. Bei einer genaueren Untersuchung hat es sich aber herausgestellt, daß sie die Mündungen von Krügen seien. Die meisten alten Kirchen, welche von dem 11. bis 17. Jahrhundert herstammen, haben solche Krüge in ihren Mauern und manche sogar sehr viele. Eine Kirche zu Leeds in England hat deren 50 und manche Kirchen in Frankreich haben noch mehr. Die Kathedrale von Angoulême soll deren 200 enthalten. Diese Sonderbarkeit in den alten Kirchenbauten erklärt man nun dahin, daß diese Krüge zu dem Zwecke in die Kirchenmauern eingesetzt worden sind, um die akustischen Eigenschaften dieser Gebäude zu verbessern. Ob damit aber dieser Zweck erreicht worden ist, ist noch eine offene Frage.

Marzipan.

Ueber die Herstellung des Marzipan in Deutschland entnehmen wir einem größeren Aufsatze folgende interessante Notizen:

Die beiden Grundstoffe der Marzipanmasse sind Zucker und Mandeln. Sorgfältig verlesene Mandeln werden mittelst besonders konstruirter Maschinen gebrüht, entschält, zerkleinert und fein gerieben und dann zusammen mit Zucker in einem rotirenden, mit Rührwerk versehenen Dampfkessel geröstet. Der erkaltete Teig wird nun theils in Formen, theils aus freier Hand verarbeitet. Die zwei Hauptsorten, das Lübecker und das Königsberger Marzipan, sind nicht nach ihren Ursprungsorten so genannt, sondern heißen so, wie etwa gewisse Berliner Biersorten „Münchener" oder „Pilsener" heißen; d. h. sie sind auf Münchener oder Pilsener Art eingebraut, in unserem Falle: auf Lübecker oder Königsberger Art zubereitet. Die Lübecker formen die oben geschilderte Marzipanmasse, sobald sie erkaltet ist, ohne jeden weiteren Prozeß. Die Königsberger „brennen" die Masse noch in einem besonders konstruirten Ofen. Das Königsberger Fabrikat, dem wohl auch manchmal etwas Rosenwasser zugesetzt wird, hat deshalb eine braune Kruste, das Lübecker bleibt weiß, sofern es nicht mit farbiger Dekoration versehen wird, was ja bei den Torten wohl stets geschieht. Im Uebrigen werden diese Torten gewöhnlich nicht auf Vorrath fertig gestellt; nur die Masse ist bereit. Erst bei Bestellung oder kurz vor dem Versandt werden die Torten geformt; denn je frischer der Teig, desto schmackhafter die Torte.

Wirkliche Tausendsassas sind die sogenannten „Marzipan-Bildhauer." Mit kritischem Blick nimmt der Zuckerkünstler seine Portion Teig und formt ihn kunstgerecht genau wie der Bildhauer den Lehm. Seine Hilfsinstrumente sind dieselben wie die des kunstgeübten Lehmformers. Und rasch geht die Sache, frappirend rasch. In einer Minute ist ein „Schweinsknochel" poffirt, wie es appetitlicher noch in keinem Ausliegefenster einer Fleischerei gelegen. Auch ein Gänseviertel ersteht in wenig Augenblicken unter den Fingern des Teigkünstlers, und angeschon geplatte Kartoffeln zum Garniren dazu. Mit Chokolade, Fruchtsäften und unschädlichen Farben werden die prächtigen Marzipanschaustückchen ganz naturgetreu und zum Anbeißen appetitlich hergerichtet, und in Kurzem sieht man kleine Kunstwerke entstehen, dem Auge wie dem Gaumen gleich erfreulich.

Berlin in chinesischer Beleuchtung

In dem in Canton erscheinenden Blatte „Yo-at-sin" hat ein hoher chinesischer Beamter die Eindrücke geschildert, welche er bei einem Besuche Berlins empfangen hat. „Das Gewühl in den Straßen" — schreibt der bezopfte Beobachter unter Anderem — „ist nicht so groß wie bei uns. Aber in den Hauptstraßen gibt es eine große Zahl Wagen und auch solche auf Eisensträngen laufende und das macht einen bösen Lärm. Dafür sind die Menschen ruhig, während bei uns die Menschen den Straßenlärm verursachen. Das Schreien ist sogar von der Obrigkeit verboten. Bei den vielen Wagen, die auch alle sehr schnell fahren, habe ich mich oft über den Muth der sich dazwischen bewegenden Knaben und Mädchen gewundert, aber auch über die Herzhaftigkeit der Eltern, die solches ruhig dulden. Man sagte mir denn auch, daß täglich Kinder überfahren werden. — Soldaten sieht man wohl, aber nicht so viel, als man glauben sollte, da das Land ja 3,000,000 haben soll. Von den Frauen haben einige unsere Tracht angenommen, indem sie einen, sogar zwei Zöpfe lang herunterhängen lassen, doch sind dies nur ganz junge Frauen, die solches thun. Abends sind die Straßen erleuchtet, Niemand braucht eine Fackel, aber obwohl sich die Leute für sehr klug halten, thun sie doch mir Unverständliches. Anstatt die Straßen heller zu machen, damit, während die guten Menschen schlafen, die schlechten nicht im Dunkeln Böses thun, oder wenn sie solches verübt, besser ergriffen werden können, werden Nachts die in den Straßen aufgestellten leuchtenden Pfähle theils schlechter brennend gemacht, theils ganz ausgelöscht."

Das britische Museum.

Eine ungeheure Sammlung von Alterthümern, Bildsäulen, Handschriften, Büchern und naturhistorischen Gegenständen — das ist das weltberühmte britische Museum. Den Grundstock dieses riesigen Unternehmens bildet die Hinterlassenschaft eines Privatmannes, des im Jahre 1753 verstorbenen Sir John Sloane. Dieser bestimmte in seinem Testamente, daß seine Bibliothek mit anderen Sammlungen dem englischen Volke für die verhältnißmäßig geringe Summe von £20,000 angeboten würden. Im Falle der Ablehnung sollte man sich an die Akademien von Petersburg, Paris, Berlin und Madrid wenden. Das Parlament ließ sich jedoch die Beute nicht entgehen und kaufte nicht nur diese, sondern mit Hilfe einer Lotterie, die £100,000 einbrachte, auch noch andere Sammlungen auf und gründete so das britische Museum.

Eine Geistergeschichte Richard Owens

Dem dieser Tage verstorbenen Naturforscher Richard Owen passirte zu der Zeit, als er noch Gesängnißarzt in Lancaster war, eine Geistergeschichte, die er später gern erzählte und die einer seiner Freunde im „Daily News" mittheilt. Eines Tages starb ein Neger im Gefängniß. Nachdem der junge Arzt die erforderliche Todtenschau vorgenommen hatte, wurde der Leichnam in den Sarg gelegt und der Deckel zugeschraubt, da die Beerdigung auf den folgenden Tag angesetzt war. Owen beschäftigte sich schon damals mit vergleichender Anatomie und Negerköpfe waren ziemlich rar; er beschloß daher, diesen für die Sache der Wissenschaft nicht verloren gehen zu lassen. Des Abends kehrte er in's Gefängniß zurück, mit einem schwarzen Sack versehen, der einen Ziegelstein enthielt. Auf Grund seiner amtlichen Stellung erlangte Owen ohne Schwierigkeit Einlaß in die Leichenhalle; hier wurde der Sarg geöffnet, der Kopf des Negers herausgenommen und der Stein an seine Stelle gelegt. Der Ausgang der Leichenhalle war aber sehr abschüssig und durch den Schneefall äußerst glatt; Owen hatte daher kaum einige Schritte gethan, als er fiel und im Sturze den Sack aus der Hand verlor, aus welchem der Kopf herausfiel und den Straßendamm entlang rollte. Owen erhob sich, ergriff seinen Sack, eilte dem Kopfe nach, der seinen Lauf in einem kleinen Tabaksladen beendete; er steckte ihn wieder in den Sack und machte sich, so rasch er konnte, aus dem Staube. Als Owen am folgenden Morgen desselbigen Weges gezogen kam, um seine täglichen Pflichten im Gefängniß zu erfüllen, rief ihn die Frau in den Laden hinein und bat ihn, doch nach ihrem Manne zu sehen, der gestern Abend vor Schrecken ganz krank geworden sei. Wie sich herausstellte, war der Mann ein pensionirter Schiffskapitän und hatte auf den westindischen Inseln mancherlei Abenteuer gehabt und manche That begangen, unter Anderem auch einen Neger getödtet, und das belastete sein Gewissen. Nun erzählte der alte Kapitän, er habe gestern Abend in aller Ruhe in seinem Laden gesessen und zufällig gerade an den Neger gedacht, da sei plötzlich dessen Kaut zur Thüre hereingerollt gekommen und hinter ihm sei der leibhaftige Teufel mit einem schwarzen Sack in der Hand hergelaufen und habe den Kopf aufgefangen, und dann seien Beide wie ein Blitz in der Erde verschwunden. Die Schilderung war vielleicht nicht sehr schmeichelhaft für den jungen Anatomen, jedenfalls gereichte sie ihm insofern zur Beruhigung, als sie bewies, daß man ihn nicht erkannt hatte.

Musik und Magen.

Der Restaurationspächter in den Theodor Thomas-Konzerten zu New York sagte über Musik und Magen etwa Folgendes: „Es ist merkwürdig, welchen Einfluß die Musik auf den Magen hat. An den Abenden, wo das Orchester Wagners Musik spielt, setze ich fünf Mal so viel Lagerbier ab, als sonst. An den Mendelssohn-Abenden kauft Niemand Schinkenbrödchen, und da ich bei denselben 85 Prozent verdiene, halte ich nicht viel von Herrn Mendelssohn. Johann Strauß ist der Komponist, der den Wein fließen macht. Der Mensch fühlt sich wohl, wenn er einen Walzer von Strauß lauscht, und er bestellt sofort eine Flasche Champagner."

Der größte Webstuhl der Welt.

In der sächsischen Webstuhlfabrik von Schönherr in Chemnitz ist gegenwärtig ein mechanischer Webstuhl gebaut und in Betrieb gesetzt worden, welcher Waare in einer vollen Breite von 7½ Meter webt. Dies dürfte der größte Webstuhl mit mechanischem Betriebe und durchlaufenden Webschützen sein, der bis jetzt überhaupt hergestellt worden ist.

Abnahme der Bevölkerung Frankreichs.

Der französische Unterrichtsminister hat eine Zählung der Schulkinder im Alter von 7 bis 13 Jahren vornehmen, welche eine Gesammtzahl von 4,653,753 ergab, während im Jahre 1886 noch 4,715,545 konstatirt wurden. Diese Abnahme von 61,792 beweist auf's Neue die stete Abnahme der Geburten in Frankreich.

Kraft verschiedener Sprengstoffe.

Nach englischen Versuchen in einem Mörser für ein Geschoß von 29 Pfund Gewicht wurde dasselbe von Roburit und Ammonit 302, von Stonit 201, von Gelingnit und Securit 183, von Carbonit 156 und von Schwarzpulver 124 Meter weit geschleudert.

Der Fleischkonsum

in Berlin ist nach dem Verwaltungsbericht des Berliner Viehhofes von 73,5 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1890–91 auf 76,3 Kilogramm im Jahre 1891–92, also um 3,2 Kilogramm pro Kopf gesunken.

Nicht weniger als 70,000,000 Europäer

tragen Holzschuhe, welche in der Regel aus Linden- oder Weidenholz, zuweilen auch aus Pappel-, Buchen-, Walnuß- oder Birkenholz angefertigt werden.

„Harzer Roller," von der Bevölkerung jenes Gebirges gezüchtete Kanarienvögel, wurden von dort im letzten Jahre nicht weniger als 200,000 in die Welt hinausversandt.

Kauri-Gummi.

Eine hochwichtige australische Industrie, die gleich hinter der Schafzucht rangirt, bildet die Gewinnung des Kauri-Gummis, das aus den Kauribäumen ausschwitzt und über 9000 Personen beschäftigt, die an den Wurzeln der Bäume nach dem Harze graben. Das Gummi hat sich hier seit Jahrhunderten angesammelt und wird gewöhnlich in halb-fossilem Zustande gefunden. Man verwendet es zur Herstellung eines vortrefflichen Firnisses. Während des letzten Vierteljahrhunderts sind gegen 150,000 Tonnen Kauri-Gummi (davon 75 Prozent nach New York) verschifft worden. Der Kauribaum wächst allein in dem Gebiete von Auckland, wo eine Gesellschaft sich den Besitz der ausgedehnten Waldungen gesichert hat. Einzelne Bäume haben hier einen Durchmesser bis zu 4½ Meter. Das Holz derselben ist sehr zähe und fest, und eignet sich deshalb vortrefflich zum Schiffbau. Besonders zeichnet es sich auch durch den Mangel an Knoten (Astansätzen) aus, und es ist gar nicht so selten, daß man daraus 30 Meter hohe Masten ohne einen einzigen Knoten gewinnt.

Der Schiffsverkehr im New Yorker Hafen

hat, wie aus den in der Barge-Office daselbst geführten Büchern ersichtlich ist, im letzten Jahre gegen 1891 etwas abgenommen. Es trafen im verflossenen Jahre 5383 Fahrzeuge gegen 5590 in 1891 aus dem Auslande ein. Davon waren 3107 Dampfer, gegen 3144 in 1891, 258 Vollschiffe, 661 Barks, 184 Briggs und 1173 Schooner; 531 der 5383 Schiffe fuhren unter deutscher Flagge. Von den Dampfern waren 1693 britische, 432 deutsche, 293 amerikanische, 208 norwegische, 158 holländische, 102 französische, 85 belgische, 58 spanische, 29 dänische, 15 portugiesische, 5 schwedische und 1 österreichischer. Von Küstenhäfen trafen im letzten Jahre 11,913 Fahrzeuge gegen 12,181 im Jahre 1891 ein. Davon waren 1896 Dampfer gegen 1905 im vorletzten Jahre, und 9978 Schooner, 290 weniger als 1891. Im Monate Dezember kamen 396 Schiffe, davon 247 Dampfer, 14 Vollschiffe, 46 Barks, 15 Briggs und 72 Schooner vom Auslande und 767 Fahrzeuge von Küstenhäfen an.

Russische Brode.

Unter den vielen Dingen, welche Geheimrath Professor Dr. Virchow von seiner Reise aus Rußland mit heimbrachte, befinden sich auch einige Brode, wie solche in den Hungerdistrikten Rußlands gebacken werden. Sie sind aus dem Samen einer Art Chenopodium hergestellt und gleichen ihrem Aussehen nach dem Torfe. Eine Untersuchung hat ergeben, daß der Nährwerth dieser Brode größer als der des Berliner Roggenbrodes ist. Während dieses Brod meist nur 6.04 Prozent Eiweiß und 0.48 Prozent Fett enthält, weist das russische „Hungerbrod" dagegen 11.79 Prozent Eiweiß und 3.79 Prozent Fett auf. Nur der Stärkegehalt ist bei dem russischen Brode geringer.

Eine bewaldete, schwimmende Insel

im Nordatlantischen Ozean wird von den amerikanischen Seehäfenbörden als Gefahr für die Schiffahrt signalisirt. Ein Stück der amerikanischen Küste mit Flächeninhalt von etwa zehn Aren hat sich losgelöst und treibt jetzt als Insel im Ozean herum, wo die auf derselben befindlichen Bäume 30 Fuß über dem Wasserspiegel herausragen und auf sieben Seemeilen weit sichtbar sind. Eine Strömung trieb die Insel mit einer Geschwindigkeit von einer Seemeile in der Stunde der großen transatlantischen Dampferfahrtstraße zu. Es ist nicht unmöglich, daß das Stück amerikanischen Urwalds an der europäischen Küste landet.

Der weiße Sultan

oder Rajah von Sarawak regiert über einen Theil Borneos, der so groß ist wie Irland. Seine Civilliste erhält er in Reis ausgezahlt. Die Union ist der einzige Staat, welcher die Souveränität dieses merkwürdigen Monarchen anerkennt. Der Rajah ist ein Engländer und heißt Charles Brooke.

Eine amerikanische Fischerin.

In Connecticut, im westlichen Theile von Middlesex County, ist eine Gegend voll kleiner Seen oder Teiche, entstanden durch das Eindringen der Gewässer des Connecticut-Flusses in kleine Thäler und Schluchten zwischen den Hügeln jener Gegend. Diese kleinen Seen sind sehr fischre